Friede.

Eine Altejungfern-Geschichte. Von Anna Gräfin Pongracz.

Die Nachmittagssonne schien in die mit allerhand abgenütztem und altmodischem Hausrath ausgestattete Wohnstube. Ein langes, dürres, ältliches Frauenzimmer kam herein und stellte einen Teller auf den gedeckten Tisch, der drei Tassen aufwies, — zwei geleerte und eine noch unbenützte, — und über dem, wie eine unsichtbare Wolke, der aufdringliche Duft einer geringen Kaffeesorte schwebte.

„Ah, — Trauben!"

Es klang wie ein vorgenießendes Schmatzen, und die rundliche, noch immer nicht ganz reizlose Frauengestalt, die in einem schmutzigen Schlafrock auf dem Sopha hinter dem Kaffeetische mehr lag als saß, richtete sich zugleich vergnügt auf. Mit der vollen, weißen Hand, die das einzige Gepflegte an der ganzen Erscheinung war, und die einmal sehr schön gewesen sein mußte, langte sie nach dem Teller.

Allein die Dürre zog ihn weg. Ihre spitzigen, lederbraunen Finger hielten eine der Weintrauben in die Höhe.

Schau sie doch erst an, Derszi, Leckermaul! Schönere sind in ganz Budapest nicht zu finden. Und was meinst Du? .... Nur 38 Kreuzer das Kilo!"

„Wirklich! Aber nun gieb her!" rief Derszi ungeduldig, und während sie zu schmausen begann, fragte sie: „Von der alten Marus?"

„Ja. Sie wollte durchaus 45 Kreuzer dafür, weil sie so schön seien! Das dumme Thier! Als ob wir das zahlen könnten! Ich drohte, ihr die Kundschaft zu verderben, da gab sie fluks nach."

„Ja, auf's Feilschen verstehst Du Dich," lobte Derszi, „fast so gut wie ich auf's Kochen."

„Natürlich! Mit Deiner Kochkunst mußt Du immer prahlen!" rief die ältere Schwester giftig. Sie hatte sich auf einen Stuhl an dem Tische niedergelassen und entschied sich jetzt eben, nach langem Wählen, bei dem sie mit ihrer knochigen Hand jede einzelne Traube aufgenommen und wieder zurückgelegt hatte, für eine dunkelblaue mit kleinen Beeren, die ganz besonders süß aussah. Sie aß in häßlicher Weise und saugte an jedem einzelnen Beerlein so lange, bis ganz gewiß kein Tröpflein Saft mehr darin zurückblieb.

Derszi hüllte sich in Schweigen. Erst nachdem sie sich an den Trauben volles Genüge gethan, dann ihre rundlichen Finger im Wasserglas abgespült und sie an der Serviette reinlich abgetrocknet hatte, wobei sie sie mit vieler Liebe betrachtete und sich dann in der Sopha-Ecke wie ein Igel zusammenrollte, um von der Arbeit des Genießens auszuruhen, beliebte ihr eine Antwort auf den Ausfall der Schwester: „Ob es nicht wahr ist! Sag' selbst, Bertha: mit so wenig Geld, wie wir ausgeben können, leben wir eigentlich ganz famos. Ich lasse Dir Deinen Antheil Verdienst daran; laß Du mir den meinen. Reichte unser Vermögen etwa aus, uns eine Köchin zu halten, wie ich eine bin? Aber Du, Griesgram, kannst gegen niemanden gerecht sein! Na, — mir thut das nichts."

Bertha zuckte nur mit den hagern Schultern; ihre Gedanken hatten inzwischen eine andere Richtung genommen. „Wo Lenke wieder bleibt?" brummte sie und berührte nach einander die beiden Porzellan-Kannen, die vor ihr standen, und von denen die eine am Hentel, die andere am Schnabel schadhaft war, „der Kaffee wird ganz kalt."

„Lenke trinkt ihn auch kalt," bemerkte Derszi mit der vorigen Ruhe, aber in spöttischem Tone, „die ist über solche Dinge erhaben."

Im selben Augenblicke ging die Thür auf. Ein noch junges, schlankes, sehr anmuthiges Mädchen trat herein, die Wangen erhitzt vom schnellen Gehen, etwas athemlos vom raschen Treppensteigen, einen großen Stoß Schreibhefte in der Hand, den sie auf den Tisch niederlegte.

„Guten Abend, Bertha-„neni", Derszi-„neni" („neni" gleich Tante). Ich bin in der Schule aufgehalten worden. — War Geysa etwa schon hier?"

„Ach was!" rief Bertha wegfersend, „der hat's jetzt nie so eilig. Kommt alle Tage später! Das könntest Du doch schon wissen! Wenn Du seinetwegen so gerannt bist —"

„Lenke wurde blaß. „Es ist noch gar nicht so spät," sagte sie leise, mehr zu sich selbst, denn als Antwort für die Tante, „ein paar Minuten über die Zeit. Und wie oft wartete er lange auf mich!"

„Früher schon!"

Das erbarmungslose Wort drohte Thränen in die Augen des jungen Mädchens zu treiben; sie bezwang sich aber tapfer. Nur ein leises Zittern der Lippen konnte sie nicht ganz unterdrücken.

„Ach Gott! Wie mag man sich eines Mannes wegen so aufregen!" gähnte Derszi, die eine Haarnadel aus ihrer ohnehin sehr derangirten Frisur gezogen hatte und damit ihre Nägel zu putzen begann; „wahrhaftig, ich sehe alle Tage mehr ein, wie klug ich war, indem ich mir nie etwas aus den Männern machte."

„Ich bin gar nicht aufgeregt," sprach Lenke heftig, „ich wüßte keinen Grund dafür." Und sich wieder beherrschend, fügte sie ruhig hinzu: „Wenn es mich auch hart ankommt, — es ist doch natürlich, daß Geysa jetzt einen Theil seiner freien Zeit seinen Verwandten widmet."

„Seinen reichen Verwandten!" höhnte Bertha.

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst?"

Im nächsten Moment ärgerte sich Lenke über sich selbst, daß sie sich hatte hinreißen lassen, die Stichelei der Tante zu beantworten.

Bertha öffnete bereits die schmalen Lippen; allein Derszi, die Scenen unbehaglich fand, winkte ihr energisch, und so schluckte sie für diesmal die Bosheit hinunter, zu der sie angesetzt hatte.

Lenke hatte den runden Strohhut abgelegt, die Hefte weggetragen und setzte sich nun an den Kaffeetisch. Schweigend schenkte sie sich den inzwischen wirklich völlig erkalteten Kaffee ein und trank ihn gleichgültig hinunter. Derszi, die sie von ihrer Ecke aus beobachtete, nickte lächelnd vor sich hin; es war, wie sie gesagt hatte: die wußte nicht einmal, ob das Getränk warm sei oder nicht!

„Iß von den Trauben," forderte Bertha die Nichte auf, indem sie ihr den stark geleerten Teller hinschob. „Sie sind ausgezeichnet und spottbillig. Ganze 7 Kreuzer hab' ich der Marus abgehandelt."

„Ich danke," sagte Lenke.

„Warum nimmst Du nicht?"

„Ich habe keine Lust."

„Dummheiten!"

„Weißt Du's nicht?" rief Derszi belustigt; es kränkt sie, daß Du der Alten nicht lieber 7 Kreuzer über den Preis zahltest."

„Da wirst Du weit kommen als Hausfrau, meine liebe Lenke! Geysa hat am Ende so Unrecht nicht, wenn er Dich sitzen läßt. — Oder solltest Du insgeheim einen Haupttreffer gemacht haben, den Du ihm zubringst?"

„Man muß ja nicht gerade Obst essen, wenn man es nicht bezahlen kann," murmelte das Mädchen, dessen Nerven heut' offenbar stark gereizt waren, mit leise zitternder Stimme und fügte hinzu: „Marus und ihre drei verlassenen Enkelkinder sind jedenfalls schlechter daran, als wir."

Ehe jemand hierauf etwas erwidern konnte, öffnete sich, nach leichtem Klopfen, abermals die Thür. Einen Jubelschrei ausstoßend flog Lenke an den Hals des Eintretenden.

Es war ein hübscher Mann von etwa achtundzwanzig Jahren. Er hatte ein freundliches, gutmüthiges Gesicht, dem man es ansah, daß es gern lachte, gern heiter dreinschauen mochte.

Gerührt durch ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit drückte er die Braut fest an sich. „Ein bissel spät," sagte er erröthend, nachdem er die Tanten begrüßt hatte, und hob Lenke's Kinn in die Höhe, um ihr, Verzeihung bittend, in die Augen zu blicken, „es ging nicht anders."

„Warum ging es nicht anders?" fragte Bertha trocken.

„Das kümmert doch Dich nichts!" meinte Derszi.

„Kommst Du, um mich zu einem Spaziergange abzuholen?" erkundigte sich Lenke erwartungsvoll.

„Ja, — nein! Das heißt: bist Du nicht müde? Heut' machtest Du ja auch Nachmittags den Weg zur Schule. Waren Deine dreißig Rangen brav?"

„Recht brav!" erwiderte Lenke heiter; „und müde bin ich gar nicht, und es ist ein so schöner Abend! — Und draußen werden wir allein sein!" Das letztere dachte sie nur.

„Nun, so setze Deinen Hut auf; bis acht Uhr habe ich Zeit."

„Bis acht Uhr?" wiederholte Lenke und sah ihn an.

Er konnte nicht verhindern, daß er abermals ein bißchen roth wurde. Das Blut kam und ging so leicht in seinem hübschen Gesichte.

„Onkel und Tante gaben keine Ruhe, bis ich versprach, mit ihnen in der „Hungaria" zu soupiren. — Sie werden demnächst ihren Besuch bei Euch machen," fügte er hastig hinzu; „ich bin sehr froh; — wenn sie Dich einmal kennen, mußt Du überall mit dabei sein."

„Es hätte den Herrschaften schon längst bleiben können, uns zu besuchen," bemerkte Bertha, die den Kaffeetisch abgeräumt hatte und nun mit dem Strickstrumpf in den Händen und der Brille auf der Nase am Fenster saß.

„Aber Bertha-„neni!" Eine Uebersiedlung giebt so viel zu thun —"

Ihr Verlobter zog Lenke an sich und küßte sie. Man sah unter dem Hut ihr glückseliges Erglühen. Dann knöpfte Geysa ihr die Handschuhe zu, legte hierauf ihren Arm in den seinen und empfahl sich den Tanten.

„Es ist wirklich am gescheidtesten, spazieren zu gehen," meinte er, während er und Lenke die ziemlich schlechte Treppe hinabstiegen, — blieb stehen, schaute sich rasch um und umarmte die Braut dann nochmals herzhaft. „Armes Schätzchen!" flüsterte er dabei, „Du hast's arg bei den beiden! Derszi-„neni", mit der wäre es noch zum Aushalten, obwohl — ihren Schlafrock, den darf man nicht anschauen! — Aber die andere!" — Es schüttelte ihn förmlich.

Lenke schmiegte sich weich an ihn. „Ich werde es ja bald besser haben," dachte sie, „sehr, sehr gut!" Es fiel ihr dabei nicht auf, daß diesen naheliegenden Gedanken eigentlich er hätte haben und aussprechen sollen.

Sie betraten die Straße. Lenke und ihre Tanten wohnten in Ofen. Drüben in Pest war es zu theuer, und dann: Lenke war an einer Volksschule in Ofen angestellt, also wäre es zu beschwerlich für sie gewesen, jeden Tag den weiten Weg von Pest herüber zu gehen. Sie möchte aber auch lieber hier wohnen. In Ofen ist alles still und bescheiden; keine prunkenden, neuen Straßen, wie drüben; das paßte besser für Leute in kleinen Verhältnissen. Auch Lenke's neues Heim sollte in Ofen sein, um so mehr, als Geysa's Bureau sich ebenfalls hier befand. Das Brautpaar hatte schon einige Wohnungen angesehen, aber noch keine ganz entsprechende gefunden. Heute, als Lenke aus der Schule zurückkehrte, war ihr wieder ein Zettel an einem Hausthor ins Auge gefallen: „Zwei Zimmer und Küche zu vermiethen." Das Haus hatte ihr einen guten Eindruck gemacht; sie wäre gern jetzt mit Geysa hingegangen, aber irgend etwas in ihr hielt sie ab, ihm die Sache vorzuschlagen. „Wir haben heute so wenig Zeit," sagte sie sich.

Da sie wenig Zeit hatten, wendeten sie sich dem nahen Burggarten zu. Sie gingen überhaupt beide gern dort, besonders auf der obersten Terrasse. Von dort ist die Aussicht so wunderbar schön; auch befinden sich hier stets nur wenige Leute, — meistens Kindermädchen mit ihren allenfalsigen Begleitern; man konnte ungestört plaudern.

Und an dieser Stelle hatten sie einander zuerst gesehen. Mehr als drei Jahre waren es nun! Lenke kehrte aus ihrer Schule, und er aus seinem Amte heim, und beide hatten den Umweg genommen, weil es ein so herrlicher Frühlingstag war. Von welchen Zufälligkeiten die menschlichen Geschicke abhängen! Wären Lenke und Geysa an jenem Tage auf dem direkten Wege nach Hause gegangen, so hätten sie einander wahrscheinlich nie kennen gelernt.

Lenke trat damals für einen Augenblick an die Brüstung der Terrasse und schaute auf das unvergleichliche, in Sonnenschein getauchte Bild nieder, das sich vor ihr ausbreitete.

Ihre liebliche, reizvolle Gestalt, ihr feines Profil, ein Ausdruck unbewußten, versonnenen Sehnens, der über ihrer Erscheinung lag, als sie so frei, von der hellen Luft umflossen dort stand, einen blühenden Kastanienzweig in den gesenkten Händen, fielen dem vorübergehenden jungen Manne auf. Anstatt weiter zu schreiten, setzte er sich still auf eine Bank, um zu warten, bis sie sich umwenden würde. Es geschah, und ihre schönen, braunen, weichen Augen begegneten seinem mit achtungsvollem Interesse auf sie gerichteten Blicke. Ein leises Roth färbte ihre zarten Wangen, sie sah zu Boden und ging still an ihm vorüber ihres Weges. Er konnte sie nicht vergessen. Seine fünfundzwanzigjährige Phantasie stellte ihm unaufhörlich ihr Bild vor Augen, sammt dem Hauch von Poesie, der in jenem Moment über ihr gelegen hatte, und sein leicht erregtes Herz fühlte sich tief berührt von der kaum trüglichen Vorstellung, daß dieses liebliche Wesen, das so geschaffen schien, Glück zu geben, sicher nicht glücklich war. Er ärgerte sich, ihr nicht von weitem gefolgt zu sein; Tag für Tag wanderte er über die Bastei, um sie wieder zu treffen, — aber sie erschien nicht. Endlich kam sie doch; — schon aus der Ferne erkannte er ihren leichten, anmuthigen Gang. — und kam in Gesellschaft einer Familie, mit der er oberflächlich bekannt gewesen war. Der Himmel wollte es, das war klar! Geysa wagte nicht, eine sofortige Vorstellung herbeizuführen; er begnügte sich, die Damen mit großer Ehrerbietung zu grüßen; aber nun standen ihm Mittel und Wege offen, Lenke's Namen zu erfahren und sich ihr zu nähern. Gelegentlich einer auf sein Betreiben von jener Familie veranstalteten Landpartie sprach er sie zum ersten Male. Wie oft hörte sie später die Versicherung von ihm, daß er, noch ehe er das erste Wort von ihren Lippen gehört hatte, schon toll in sie verliebt gewesen sei. Nach acht Tagen waren sie verlobt miteinander. Mit der Heirath ging es nicht so ganz schnell! Geysa, der eben so wenig Vermögen besaß, wie Lenke, mußte sein Vorrücken im Dienste, — er gehörte dem Beamtenstande des Unterrichts-Ministeriums an, — abwarten, ehe er daran denken konnte, einen eigenen Herd zu gründen. Beiden erschien das Warten leicht; sie fühlten sich schon selig, daß sie sich verloben durften, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Es gab niemanden, der ihnen solche bereiten konnte. Geysa war elternlos und mündig, und Lenke, die genau im selben Alter mit ihm stand, war es ebenfalls. Ihre Tanten hatten ihr nichts zu sagen. Lenke wohnte seit dem Tode ihrer Mutter bei ihnen, weil die beiden ihre einzigen Verwandten, ihr einziger natürlicher Anschluß waren; aber sie bezahlte ihren Unterhalt von dem Gelde, das sie als Lehrerin erwarb und war also nur insoweit abhängig von ihnen, als ihre Mittel gar nicht zu einer ganz selbstständigen Existenz reichten, und sie bei Fremden ein höheres Kostgeld zu entrichten gehabt hätte, — ein Umstand, den sie oft genug zu hören bekam. Daß Lenke dafür den Tanten in ihrer freien Zeit manche häusliche Mühe abnahm, besonders alle Gänge und Besorgungen für sie verrichtete, selbst wenn sie von der Schule noch so müde war, und daß sie Bertha in einer schweren Krankheit aufopfernd gepflegt hatte, — Derszi war zu so etwas ganz unbrauchbar, — kam dabei weiter nicht zur Sprache.

Wenn schon die Tanten den Heirathsplan ihrer Nichte nicht durchkreuzen konnten, so mißbilligten sie doch laut und rückhaltslos ihre „thörichte Verlobung." Beide waren hartgesottene Männer-Verächterinnen, — Derszi, die als junges Mädchen, trotz ihres schmalen Vermögensstandes, ihrer Schönheit wegen sehr umworben gewesen war, aber keinen ihrer Freier erhört hatte — aus natürlicher Anlage, einer unüberwindlichen Herzens- und Sinneskälte, — Bertha, weil sie nie in ihrem Leben einen Freier zu erhören oder abzuweisen gehabt hatte. Die eine begrüßte die Mittheilung von Lenke's jungem Glück, statt mit einem Segenswunsche, mit der originellen, aber ehrlichen Bemerkung: „Ich begreife nicht, wie ein Mädel so dumm sein kann, zu heirathen;" die andere mit der hämischen Prophezeihung: „Verloben und Heirathen ist zweierlei, das wirst Du schon sehen! Was soll bei diesem Unsinn herauskommen?"

Vielleicht dachten auch weniger mißgünstige Personen als Bertha, angesichts der Schwierigkeit der Verhältnisse, damals ähnlich wie sie. Und nun war es doch so weit! Vor kurzem hatte Geysa seine Beförderung erhalten: die Verbindung war möglich geworden, — wenn auch eben nicht mehr als das. In sechs Wochen sollte die Hochzeit sein. Die jahrelange Prüfungszeit war so gut wie vorüber.

Wie zärtlich und lange hatte Geysa Lenke umfangen, als er ihr die Nachricht brachte! Wie hatte sie, wortlos vor Glück, an seinem Herzen gelegen und in innigster Weise seine Liebkosungen erwidert. Und dann hatten sie sich sofort hingesetzt und Voranschläge für die nothwendige Einrichtung gemacht und hin- und herberathen, wie alles am schnellsten und besten zu beschaffen und zu vollenden wäre. Jede freie Stunde verging von da an in ähnlicher, eifriger Thätigkeit, und es wurde von beiden als eine rechte Störung empfunden, daß Geysa gerade jetzt einen Brief seines Vaterbruders erhielt, der bisher in Arad gelebt hatte, aber nun zum Curial-Richter in Budapest ernannt worden war, und der dem Neffen eine Menge Aufträge gab, die mit seiner bevorstehenden Uebersiedlung zusammenhingen. Eine Wohnung sollte Geysa ausfindig machen, mit Möbelhändlern und Tapizierern verhandeln, und was dergleichen Dinge mehr waren. Fast jeden Tag kam ein langes Schreiben des sehr pedantischen, alten Herrn, und als er mit seiner Familie endlich selbst einrückte und fürs erste im Hotel „Hungaria" abstieg, begannen die Ansprüche an den jungen Mann, der seinem Onkel mehrfach verpflichtet war, — auch bei seiner Beförderung hatte dessen Hand ein bischen mitgewirkt. — erst recht. Daß er durch alles das einfach seiner Braut entzogen wurde, fand wenig Berücksichtigung; man brauchte ihn, man wünschte seine Dienste, seine Gesellschaft, und man war gewöhnt, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse in den Vordergrund zu stellen. Lenke würde ihn nach der Hochzeit genug haben; bis dahin konnte man in Ordnung und in den neuen Verhältnissen eingelebt sein. Und eigentlich erfreute sich diese Heirath nicht gerade der Sympathie der Verwandten. — So lange sie in der Provinz wohnten, berührte sie die Sache wenig, sie kümmerten sich nicht viel um die Angelegenheiten anderer Leute; aber in derselben Stadt, die nun ihr Aufenthalt wurde, arme Verwandte zu haben, so nahe Verwandte, war nicht gerade angenehm. Und sie befanden sich jetzt in einer so angesehenen Stellung, — einem Curial-Richter gebührt der Titel „Meltosagos" (Hochgeboren), den sonst nur Aristokraten führen! — Verleugnen würden sie deshalb Geysa und Lenke nicht, dazu waren sie zu gutmüthig und hatten zu viel Familien-Sinn. — Auch konnte Geysa es recht weit bringen; er hatte gut angefangen, war bei seinen Vorgesetzten allgemein beliebt und ein solider junger Mann. Nur eben schade, daß er sich durch die Verbindung mit der armen Lehrerin Bleigewichte an die Füße hängte! Das hatte ihm der Onkel gleich bei seiner Verlobung warnend zu Gemüthe geführt, — aber natürlich vergeblich, denn er war ja bis über die Ohren verliebt in seine schöne Braut. Seine verschiedenen Vorzüge, die den Verwandten gerade bei dem jetzigen lebhaften Verkehr mit ihm recht vor Augen traten, hätten es ihm so leicht machen müssen, eine bessere Partie zu finden, wenn er danach gesucht haben würde, trotzdem er kein Geld besaß: — mein Gott! Heut zu Tage sind die Heiraths-Kandidaten rar, und man muß zugreifen, wenn es sich um einen anständigen Menschen handelt. Da war z. B. ihre Marika, — sie konnte gewiß Ansprüche machen; nun, die Eltern wollten froh sein, wenn sie ihnen einen so hübschen, braven, gefälligen hoffnungsvollen Schwiegersohn in's Haus brachte, wie Geysa.

Die neue Wohnung von Curialrichters befand sich in der Andrassy Straße, der schönsten Straße von Pest; sie bestand aus acht Zimmern, obwohl die Familie nur drei Personen umfaßte: Vater, Mutter und Tochter, und hatte einen Balcon, von dem aus es gar lustig war, dem bunten Treiben der Großstadt zuzusehen. Geysa erzählte Lenke davon, während sie jetzt spazieren gingen; er schilderte ihr auch die Pracht der Räume, deren Einrichtung nun vollendet war, und rühmte, wie geschmackvoll und behaglich alles sei. — Lenke interessirte sich mehr für die künftigen Bewohner, die bald ihre Verwandten sein sollten. Von ihnen sprach Geysa nie viel. „Du wirst sie ja kennen lernen," meinte er. Was Marika betraf, so erzählte er blos einmal, daß sie als Kind ein schwarzbrauner Teufel gewesen sei, der ihm, dem Gymnasiasten, der zuweilen die Ferien im Hause seines Onkels zubrachte, mit Vorliebe, hinterrücks heranschleichend, spitzige Haferkörner zwischen Hals und Hemdkragen gesteckt habe, und daß er sie deshalb nicht leiden konnte. Damals zählte sie sechs oder sieben Jahre; seither hatte er sie nicht wiedergesehen bis jetzt. Jetzt war sie natürlich ein sehr wohlerzogenes Fräulein, das an derartige Streiche nicht mehr dachte.

„Sonntag Vormittag dürften sie Euch besuchen," sagte Geysa und bat Lenke zugleich, Derszi zu bestimmen, daß sie zu dieser Gelegenheit ein reines Kleid anziehe. Ein solches werde sie ja doch besitzen, fügte er, etwas gezwungen lachend hinzu. Er erinnere sich nicht ob er in den drei Jahren etwas dergleichen an ihr gesehen habe.

„Wenn sie Vormittags kommen, zeigt Derszi-neni sich nicht," meinte Lenke harmlos. „Dann steckt sie in ihrer Küche, und ich glaube, wenn die Königin bei uns erschiene, könnte selbst dies sie nicht bewegen, ihren Mehlauflauf oder was sie gerade im Werke hätte, im Stiche zu lassen."

„Nun, dann ist es ja gut," erwiderte Geysa, nicht unzufrieden, „denn Vormittags werden sie kommen, wie es üblich ist bei ersten Besuchen."

Das Gespräch zwischen den Verlobten war heut' nicht besonders lebhaft. Eine ganze Weile schritten sie schweigend unter den Bäumen hin. Da es ein Abend spät im September war, webte hier bereits eine leichte Dämmerung. Geysa betrachtete verstohlen die Braut, die still vor sich hinträumte, glücklich, daß sie an seinem Arme ging, daß ihr diese friedliche Stunde geschenkt war, nach einem Tage, der an mancherlei Plage reich gewesen, wie die meisten ihrer Tage. Je seltener sie jetzt mit dem Geliebten zusammen sein konnte, desto tiefer genoß sie jeden Augenblick, der ihr diese Gunst gewährte.

„Wie edel und schön ihre Züge sind!" dachte Geysa, „viel schöner, viel edler als die Mari ka's!"

Warum zog er denn den Vergleich? Er fragte es sich selbst. Was ging ihn Mariska an? Lenke war seine Braut, die liebe, liebe, gute Lenke! Lenke, die eine so traurige Kindheit verlebt hatte, an der Seite einer zahrelang hinsiechenden, stets von Sorgen bedrückten Mutter, — den Vater hatte sie früh verloren, — Lenke, die sich in einem Alter, in dem andere Mädchen tanzen und sich gedankenlos ihrer Jugend freuen, in einen harten Lebenskampf hinausgestoßen sah und nicht einmal den Trost eines freundlichen Heims besaß; Lenke, die kaum gewußt hatte, was jung sein heißt, ehe sie ihn kennen lernte, und der er gelobt, — wie oft gelobt hatte! — sie für alles zu entschädigen, was sie an Schwerem zu tragen gehabt hatte; für alle Einsamkeit, alle Entbehrungen, allen Glücksmangel früherer Tage; — Lenke, die so innig an ihm hing, die so treu, so vertrauend, — und so ahnungslos war, und die er nie zu verlassen und zu verrathen vermöchte. Nein, niemals wäre ihm das möglich; er müßte sich selbst darum verachten! Sie hatte recht, so ruhig zu sein, trotzdem es die Hexe Bertha sicher nicht an Sticheleien fehlen ließ, davon hatte er heut' eine Probe erhalten; — er würde sie erlösen aus diesem greulichen Leben mit den Tanten, er würde sie glücklich machen, wie er es sich vorgenommen hatte. Niemals hatte er etwas anderes gedacht; in den ganzen drei Jahren nicht, — und auch nicht in den letzten acht Tagen.

Eine große Weichheit kam über Geysa; er zog Lenke's Arm fester an sich und beugte sich unter den großen Strohhut, um ihr zärtlich in die Augen zu sehen. Sie blickte auf: eine Blutwelle übergoß ihr Antlitz; ohne der Vorbeigehenden zu achten, lehnte sie ihren Kopf leise an seine Schulter.

„Mein süßes Lieb!" flüsterte er, „bald bist Du ganz mein!"

Nun sprach er es doch aus; ein paar Thränen tropften aus Lenke's Augen, Thränen einer unnennbaren Seligkeit. —

O ja, — man muß auf hoher See gewesen sein, bei Sturm und Kälte, um zu wissen, wie es thut, wenn der Hafen winkt!

Als sie um acht Uhr, — Geysa würde etwas verspätet in die „Hungaria" kommen, aber das that nichts, — auf der Treppe zu Lenke's Wohnung Abschied nahmen, drückte Geysa die Braut wieder und wieder fest an sein Herz.

Die Tanten bemerkten den leuchtenden Schein auf dem Antlitz der Zurückgekehrten. Derszi lächelte spöttisch, — Bertha verzog den Mund zu einer säuerlichen Grimasse.

Lenke sah keines von beiden. Uebrigens beeilte sie sich, gleich nach dem Abendessen in ihrem kleinen Zimmer zu verschwinden. Die Schulhefte mußten noch heute durchgesehen werden.

Sie zündete ihr Lämpchen an und trat dann zum Fenster, um das Rouleau herabzulassen. Hinter der gegenüberliegenden niederen Häuserreihe war die Matthias-Kirche sichtbar, die gleichsam in das Fenster hineinschaute. Lenke liebte diesen wunderschönen, gothischen Bau sehr; ja, sie hatte eine Art Beziehung zu ihm gewonnen: sein täglicher Anblick war das einzige, was ihr, seit sie hier bei den Tanten wohnte, eine Art Heimathsgefühl gab.

(Fortsetzung folgt.)

Panem et Circenses.

Wer kennt nicht diesen Ruf des römischen Reiches zur Zeit des Kaiserreiches, wo die Massen der alten Weltstadt unterschiedlos Demagogen zujubelten, der ihnen Brod und Circusspiele schenkte! Aber man macht sich schwerlich einen Begriff von dem Umfang, in welchem diese kostenlose Vertheilung von Nahrungsmitteln an die römische Menge Jahrhunderte lang betrieben, und von dem wirthschaftlichen Elend, welches dadurch angerichtet wurde. Die vielgefeierten Volkstribunen, welche nach den berühmten Gracchen meist nichts weiter als Demagogen waren, die um jeden Preis die Volksgunst zu erringen suchten, führten im Jahre 58 n. Chr. zuerst die unentgeltliche Vertheilung von Korn an die besitzlosen Bürger Roms ein, und zehn Jahre später hatte sich dieses Vorrecht des Pöbels derart ausgedehnt und befestigt, daß der Staat, wenn er es jetzt hätte beseitigen wollen, einer Revolution sicher gewesen wäre. Cäsar fand 46 v. Chr. über 300,000 Römer in der Hauptstadt vor, die es, anstatt zu arbeiten, vorzogen, sich auf Staatskosten ernähren zu lassen. Es gelang ihm mit Mühe, ihre Zahl auf die Hälfte zu bringen, aber da die Kornvertheilungen in kurzer Zeit den Pöbel von ganz Italien nach Rom lockten, so mußte man, um diesen besitzlosen Massen gerecht zu werden, von Jahr zu Jahr das zu verschenkende Quantum wieder erhöhen. Cäsar's Nachfolger Augustus schränkte die Zahl der Getreideempfänger nochmals ein, aber es gelang nicht, sie dauernd unter 200,000 zu halten, die nunmehr in der Millionenstadt Rom Jahrhunderte lang umsonst gefüttert wurden. Mindestens drei Millionen Scheffel Korn oder etwa der vierte Theil des ganzen Kornbedarfs von Rom mußte auf diese Weise von den Kaisern angekauft und verschenkt werden, und obwohl man das Getreide, um diesen Luxus wenigstens so billig als möglich zu haben, von Staatswegen auf einem Schleuderpreise hielt, der die ganze italienische Landwirthschaft ruinirte, so sind doch alljährlich Unsummen für diesen Zweck verausgabt worden. Egypten und Kleinasien mußten die Getreidemassen, die der römische Pöbel verlangte, um einen Spottpreis schaffen; Egypten schickte unter Augustus etwa drei Millionen Scheffel in jedem Jahre, aber die pflegten in vier Monaten verzehrt zu sein. Der Imperator hielt eine eigene Kornflotte, die „Classis Alexandrina", um das Getreide sofort nach der Ernte aus Egypten zu holen, und sobald dieselbe segelfertig im Hafen von Alexandria lag, eilte ihr ein Signalschiff voraus, um in der Tiberstadt ihr Nahen anzukündigen. Blieb die Kornflotte vom Nil länger als gewöhnlich aus, so waren bald Unruhen des Volkes in Rom zu erwarten, trat aber vollends in Egypten ein Mißwachs ein, der die Rationen des römischen Pöbels zu beschränken zwang, so drohte der Thron des Imperators bald zu stürzen. Sowohl Augustus als Tiberius und Claudius hatten mehrfach bei solchen Gelegenheiten unter der Wuth des Volkes zu leiden, der Letztere konnte sich 52 n. Chr. nur durch die Flucht vor dem Pöbel retten. Septimus Severus erweiterte, um ähnlichen Hungerjahren vorzubeugen, die römischen Staatsspeicher derart, daß man den Vorrath für Jahre in ihnen aufspeichern konnte. Da wurde denn das Korn manchmal alt und hart, bevor es zur Vertheilung kam. Als Septimus starb, enthielten seine Speicher gegen 30 Millionen Scheffel Brodkorn, genug, um ganz Rom drei Jahre lang, die besitzlosen Klassen aber, wenn Alles verschenkt wurde, sieben Jahre zu ernähren.

Als unter Konstantin dem Großen Constantinopel die zweite Hauptstadt des Weltreichs wurde, beeilte man sich, auch hier durch ungeheure Kornschenkungen sofort einen besitzlosen Haufen ergebener Anhänger sich zu sichern. Ja vom dritten Jahrhundert an begnügte man sich nicht mehr mit der Kornvertheilung, sondern man ließ dem Volke das Brod gleich von Staatswegen fertig backen. Unter Konstantin wurden jeden Tag 80,000 Brode in Byzanz ausgetheilt. Egypten mußte jetzt sein Korn, acht Millionen Scheffel jährlich, hierher senden, während Rom sich von Spanien und Nordafrika ernähren ließ. — Bis zum Untergang des römischen Reiches ist dieses System der Massenernährung, welches die Armuth und Trägheit großzog, die Landwirthschaft Italiens zu Grunde richtete und Rom jedem Eroberer preisgab, der die Kornflotte von Afrika auffing, in unbegreiflicher Verblendung beibehalten worden.

Ventilirtes Schuhwerk.

Schon lange haben wir auf dem Gebiete der Schuhfabrikation, ungeachtet aller Veränderungen, welche die gebieterische Mode mit sich brachte, keine wirklichen Fortschritte mehr zu verzeichnen gehabt; etliche gelegentliche Neuerungen, wie die drehbaren runden Absätze, konnten aus dem einen oder anderen Grunde nicht recht emporkommen und verschwanden bald aus dem Gesichtskreis des allgemeinen Interesses.

Jetzt aber liegt eine Neuerung auf diesem Gebiete vor, von welcher zu wünschen wäre, daß sie sich als allgemein werthvoll erwiese und einen dauernden Platz eroberte. Denn man klagt schon seit Generationen darüber, daß das Schuhwerk der Neuzeit fast gar keine Rücksicht auf gesundheitliche Erfordernisse nehme, besonders was die Lüftung für den Fuß anbelange. Manche eifern von diesem Standpunkt aus dagegen, daß überhaupt Leder für Schuhwerk verwendet werde; doch hat man noch keinen praktischen Ersatzstoff für alle Zwecke finden können. Einige schwärmen dafür, zu den Sandalen des klassischen Alterthums zurückzukehren.

Wenn aber die neueste Erfindung hält, was sie verspricht, so ist ein solcher radikaler und wohl vielen unserer Culturmenschen beider Geschlechter kaum annehmbar vorkommender Schritt überflüssig. Diese Erfindung besteht nämlich in ventilirten Schuhen. Hinten im Absatz, welcher hohl ist, befindet sich eine kleine metallische Tube; durch dieselbe soll bei jedem Schritt, welcher mit solchen Schuhen gemacht wird, frische Luft eindringen und von dem Absatz-Raum sofort durch die ganze Sohle — ebenfalls einen hohlen Raum zwischen dem äußeren und dem inneren Leder hat — und dann, schon ein wenig erwärmt, direct in den Schuh dringen, um allmälig wieder zu entweichen. Die Aeußeren nach sollen diese Schuhe durchaus nicht von anderen derselben Qualität unterscheiden, und sie sollen sich besonders für Personen mit weichen Füßen empfehlen.